# Joseph im Schnee [Fortsetzung]

Autor(en): **Auerbach, Berthold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637497

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 11. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

# Excelsior.

Von U. W. Züricher.

Die Menschheit stöhnt in Werdenot.
Der Haß, der um die Erde schäumt,
Zuckt leis auch durch das Nebelgrau,
In dem mein stilles Dörfchen träumt.

Beengter Blick und feuchte Luft;
Herrgott, ich halt es nimmer aus!
Die Unruh sitzt mir im Gebein
Und jagt mich aus dem warmen Haus.

Durch dichte Wolkentiefenei
Steig ich den steilen Berg empor.
Und nirgend's Helle, nirgends Licht
Glänzt aus dem trüben Grau hervor.

Und höher wandert stets mein Fuß
Den einsam stillen Weg hinan:
Ist denn die ganze Welt verhüllt,
Versenkt in dunklen Nebelwahn?

Dort, dort um jenen Höhengrat,
Dort muß es endlich heller sein.
Erreicht! Doch rings in trübem Grau
Gespenstern Tannen und Gestein.

Schon dämmert's durch die Schattenwelt.
Rasch steig ich höherm Gipfel zu:
Es muß, es muß erstritten sein,
Licht lebt ob dieser Nebelruh!

Da! Helle! Bläue, Nebelriß!
Empor und in den Glanz hinein!
Und Berg um Berg in dunkler Pracht
Ruhn klar im Abendhimmelschein.

Und staunend schweift der frohe Blick
Aufs endlos weite Nebelmeer,
Das um die Gipfeleinsamkeit
Gespenstisch flutet hin und her.

Und eine Stimme klingt in mir:
Ob allem Dunkel leuchtet Licht;
Und Nacht und Graus und Krieg und Mord
Sind letzte Menschheitsworte nicht.

Wohl liegt die Welt in Haß beengt,
Im Nebel schwankt der Völkerschwall,
Und lang noch geht's, doch einmal kommt's,
Daß Friede klingt durchs weite All.

# Joseph im Schnee.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach. 7

Martina ging schweren Schrittes heimwärts, und in ihr sang es wieder:

Komm ich morgens auf die Gassen,
Sehn mir's alle Leute an,
Meine Augen stehn voll Wasser,
Weil ich dich nicht lassen kann.

Die Pfarrerin war indes wieder in die Stube zurückgekehrt und Bruder Eduard bekundete, daß er nicht nur für Landschaftsbilder, sondern auch für menschliche Wohlgestalt ein scharfes Auge habe. Er sprach sein herzliches Bedauern aus, daß eine solche Erscheinung in Not und Elend verkümmern müsse.

„Ja," setzte die Pfarrerin hinzu, „wie du das Mädchen jetzt siehst, hättest du sie ein Jahr nach ihrem Fall kaum mehr gekannt, sie sah zum Sterben hinfällig aus. Man erzählt, ein Wort der Leegart habe sie aufgerichtet, denn diese sagte: gräm dich nicht so ab, sonst sagen die Leute, er hat recht, daß er so eine Verbuttete sitzen läßt. Und diese Zurede und das Gedeihen des Joseph gaben Martina wieder neues Leben."

Während die Pfarrerin mit dem Bruder sprach und ihm eifrig zuhörte, horchte sie dabei doch immer nach der Kammer. Jetzt vernahm sie, daß der Pfarrer aufgestanden war. Er summte die Weise, die sie gestern abend mit

Eduard gesungen, und schnell setzte sie sich an das Klavier und sang mit dem Bruder abermals:

Laß Glück, laß Schmerz uns teilen.

Der Pfarrer kam freudig lächelnd in die Stube.

Der Pfarrer mußte indes in seinen Schlaf hinein doch manches gehört haben, denn er sagte nach einer Weile: „Lina, die Martina ist vorhin dagewesen. Ich muß bitten, daß es bei meiner Anordnung bleibe, daß sie nicht in unserm Haus aus und ein geht."

„Sie sind doch sonst so mild," wagte Eduard einzuwerfen.

„Mag sein, aber das schließt die Strenge nicht aus, wo sie notwendig ist. Wer sich verfehlt hat, mag sich still bessern, aber die Bevorzugung, im Pfarrhause heimisch zu sein, gehört ihm nicht mehr. Es ist der Verderb aller Humanität, wenn man sie zur weiblichen Straflosigkeit werden läßt."

Die sonst so sanften Mienen des Pfarrers waren bei diesen Worten streng und scharf. Bald setzte er indes hinzu: „Eduard, gib mir noch eine von deinen Zigarren."

Die drei saßen wieder behaglich beisammen.

## Neuntes Kapitel.

### Brautfahrt und Flucht.

Auf Röttmannshof wußte man nichts von Mozartschen Harmonien; ja, seit bald sieben Jahren, seit Martina hier gedient, hatte man hier kein Lied vernommen. Sonst aber ging's hoch her im Hause. Da war ein ewiges Braten und Schmoren, und wenn man gegen das Haus kam, bekam man immer einen Fettgeruch, und wer von Röttmannshof kam, hatte noch immer einen Schmalzduft an sich. Man sagte, es rieche so schmalzig um Röttmannshof herum, weil die alte Röttmännin ganze Töpfe erstickten Schmalzes jedes Jahr auf den Weg gießen lasse. Sie läßt es lieber ersticken und zur Ungenießbarkeit verderben, ehe sie es einem Armen schenkt. Gearbeitet wurde eben nicht viel auf dem Hofe, denn der Holzbauer hat den Vorteil, daß ihm sein Besitztum im Schlafe zuwächst, eigentlich ohne Arbeit.

Das Haus nahm sich seltsam aus in der schneeigen Landschaft. Es war um und um gegen die Unbilden des Wetters mit Schindeln verschient, die brandrot angestrichen sind. Es ist da ein Wohnen wie im Feuer.

An diesem Morgen ging's wild her auf Röttmannshof, und nichts ist häßlicher, als wenn ein Morgen mit wüstem Lärm beginnt. Was müssen das für Menschen sein, die, aus dem Schlaf sich erhebend, alsbald in heiliger Frühe in lärmendes Schelten und Zanken ausbrechen, die darin fortfahren, als gäbe es gar keinen Schlaf, kein stilles Selbstvergessen des Menschen auf Erden, das ihn das Leben am Morgen wieder neu beginnen läßt?

War die alte Röttmännin schon damals, als sie noch schlafen konnte, immer morgens aufgestanden, als ginge es jetzt zum Vernichtungskrieg, so war jetzt, da sie an Schlaflosigkeit litt, ihre Unruhe kaum zu ertragen. Sie regierte von ihrem Krankenlager aus mit doppelter Strenge, und unbegreiflich blieb's, wie sie dieses ewige Hetzen, diese ruhelos wilde Jagd aushielt.

„Ich bin gesund, ich gehe selber mit, und wenn ich sterbe, meinetwegen, wenn ich nur das noch fertig gebracht habe. Geht hinaus, ihr Männer, ich ziehe mich ordentlich an; jetzt, an diesem Morgen muß es fertig werden mit des Heidenmüllers Toni. Was stehst du so lahm da, Adam? Sei froh, daß ich dir helfe, heißt das, der Vater und ich, du allein kommst dein Leben lang zu nichts und bleibst in dem Elend. Wenn niemand mehr etwas vermag, ich will den Schilderdrechslern zeigen, wer sie sind."

Die Männer mußten sich sonntäglich ankleiden, und sie sahen stattlich aus in ihren langen, kragenlosen Röcken und den hohen, bis übers Knie heraufgezogenen Stiefeln. Diese hohen Stiefel sind das unbestrittene Recht des Großbauern; die Kleinbauern und Taglöhner gehen noch heutigentags in Schuhen mit kurzen, ledernen oder langen zwilchenen Beinkleidern. Die Röttmännin, die schon länger als ein Jahr nicht aus dem Hause gekommen, war auf einmal behend wie ein junges Mädchen. Der Kutschenschlitten wurde herausgebracht, Betten darein gesteckt, und die Eltern fuhren mit ihrem Sohn nach der Heidenmühle. Ein Bote war vorausgegangen, der sie ankündigte. Auf der Heidenmühle war des Staunens kein Ende über die Ankunft der Röttmännin. Besonders die junge Heidenmüllerin tat überaus zärtlich, und die Tochter konnte nicht anders, sie mußte auch freundlich sein und hatte doch rotverweinte Augen, sonst aber sah sie stramm und wohlgestaltet aus, und ein Mann, der sie mit Liebe erwarb, konnte sich dessen freuen. Adam ließ sich in die Stube führen, wie wenn er keinen eigenen Willen hätte, und eben als auch hier im Tal die ersten Flocken des Schnees spielten, wurde der Handschlag gegeben. Adam war Bräutigam. Es war gar nicht, als ob er eine lebendige Hand darreichte und eine lebendige empfing, da Adam seiner Braut den Handschlag gab, aber er wußte sich zu helfen, er trank von dem guten roten Wein, den der Heidenmüller aufsetzte, in mächtigen Zügen. Man saß schmausend beieinander bis zum Abend. Der Speidel-Röttmann konnte immerfort beharrlich trinken und ebenso beharrlich essen, und er wirft immer rechts und links seinen beiden Hunden große Brocken ins Maul, das ist ein Schnappen rechts und links und ein Schmatzen in der Mitte, und kein Knochen bleibt unverzehrt; nur trinken, Wein trinken und viel Wein trinken ist ein Vorzug des Menschen vor dem Tiere. Oft, wenn der Speidel-Röttmann das Glas an den Mund hielt, streichelte er den Kopf des Hundes zur Linken, wie wenn er sagen wollte: das Trinken besorg' ich allein. Man zwang Adam, daß er mit seiner Braut in der Küche blieb, als sie Glühwein bereitete, und die beiden Alten tranken immer lustiger miteinander, während die beiden Mütter allerlei zischelten. Als die Väter darauf zu reden kamen, daß man die Sache mit Martina nun rasch abmachen könne, sagte der Heidenmüller lachend: „Es ist eine nichtsnutzige Jugend heutigentags."

„Sie hat kein rechtes Herz mehr," bestätigte der Speidel-Röttmann, „jetzt bald sieben Jahr plagt mein Adem sich und uns wegen so einem dummen Streich. Was haben wir uns in unserer Jugend aus so etwas gemacht?"

„Den Kuckuck haben wir uns draus gemacht."

„Hast recht, den Kuckuck; der Kuckuck macht's auch so. Stoß an, Kuckuck!"

„Hast recht, Kuckuck!"

„Trink aus, Kuckuck!"

„Du auch, Kuckuck."

Und die beiden Alten stießen miteinander an, tranken aus und riefen ins Glas hinein einander zu: Kuckuck!

Der Würzwein kam, sie schenkten ein, riefen wieder „Kuckuck!" und tranken die hohen Gläser aus bis auf die Neige, füllten wieder frisch ein und lachten und erzählten einander tolle, übermütige, wie sie es nannten „herzhafte Schwänke, Schwänke überaus", und der Schluß war immer: die heutige Jugend ist nichts mehr nutz, sie hat keine Courage mehr.

In der Küche draußen stand aber Adam bei seiner Braut. Er redete lange nichts und endlich fragte er: „Sag, warum hast du mich denn genommen? Du weißt doch, wie's mit mir ist?"

Weinend erwiderte die Braut: „Es hat gewiß solange die Welt steht keiner seine Verlobte so gefragt; aber schau, Adam, das gefällt mir, daß du mich fragst, das ist ehrlich und ist ein guter Anfang, wenn es Gottes Wille ist, daß wir doch miteinander leben sollen, und es scheint, es muß sein. Schau, Adam, du kriegst die Martina nicht, und ich bin elend, elender als du dir denken kannst, und da habe ich gedacht: wir sind beide elend und vielleicht können wir beide einander helfen, und von der Stiefmutter fort muß ich, ich bin ihr überall im Weg, und du kannst dir nicht denken, wie es einem ist, wenn man eine Fremde über Kisten und Kasten gehen sieht, und sie schimpft auf alles, was da war und mag's noch so gut und noch so prächtig sein. Mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie sie küchelt, und mein Vater kriegt nichts davon, und dem Knecht hat sie die Tasse gegeben, die meiner Mutter gehört hat und die niemand hat anrühren dürfen, und sie hat's getan, weil sie weiß, das kränkt mich. Ich werde selber böse und giftig, wenn ich noch länger dabei bin. Mir steht immer die Zunge voll Galle, und Worte sind mir auf den Lippen und Gedanken im Kopf, o schrecklich! Mir wär's am liebsten, wenn ich sechs Schuh unterm Boden läge, und ich läge da schon lange, wenn die gute Pfarrerin nicht wäre."

„Du dauerst mich," sagte Adam, „aber ich? Ich hab' meine rechte Mutter, und sie ist ärger als eine Stiefmutter. Ich sag's nicht gern, aber ich muß. Meine Martina hat mir geholfen, daß ich das ertrage und nicht davonlaufe in die weite Welt. Und jetzt erst bin ich ein schlechter Kerl; früher bin ich bloß leichtsinnig gewesen. Es wäre mir lieber, du wärest recht herb und hart und giftig, nicht so, daß ich Mitleid mit dir haben muß, ich wollte dir's dann schon antun, daß du mich wieder aufgeben müßtest; aber jetzt — ich weiß nicht, wie ich's anfange, du dauerst mich, ja, du dauerst mich im Grund des Herzens, aber denke nur einmal, wie's mit mir steht."

Es war ein schweres Reden, keinerlei freundliches Kosen, das die beiden miteinander hatten, als die Braut eben den Glühwein über dem Herde kochte. Sie trug die volle Schüssel in die Stube, schenkte aber Adam vorher ein Glas ein. Als sie wieder herauskam, trank er ihr zu, und als er ausgetrunken hatte und sie ihm frisch einschenkte und mit ihm anstieß, sagte er: „Du bist eigentlich . . . du bist hübscher als ich gewußt habe. Es ist doch nicht so bös, daß sie mich zwingen. Wenn nur das eine nicht wäre, das eine, dann wäre ich lustig. Wenn ich dich doch vor sieben Jahren so gesehen hätte wie jetzt, ich wäre der lustigste Bursch von der Welt. O! Ich spüre plötzlich einen Stich, als ob mir ein Messer mitten durchs Herz ginge. Hab' Geduld, ich kann jetzt kein Wort mehr reden."

Adam mußte sich auf einen Küchenstuhl niedersetzen. Er hielt sich die Hand vor die Augen, dann sagte er endlich dumpf vor sich hin: „Siehst du? So geht mir's. Ich will dir was sagen: Sag meinen Eltern und den Deinigen nichts davon. Gib mir die Hand, versprich mir, daß du nichts sagst."

Die Braut gab dem Adam die Hand, die beiden Hände glühten jetzt, und Adam fuhr fort: „Gerade auf den heutigen Tag habe ich meiner Martina sagen lassen, daß ich zu ihnen komme, es ist bald zwei Jahre, daß ich in ein anderes Dorf in die Kirche gehen muß, und Spione habe

**Frühling im Emmental.**

ich immer um mich her, und ich habe meine Martina und . . . meinen Joseph und die andern in einem Jahr nicht gesprochen und jetzt muß ich mein Wort halten, und schau! Ich möchte dir gern einen Kuß geben, aber . . . ich tu's nicht . . . nein, ich tu's nicht . . . es wäre Sünde, ich geb' dir keinen bis ich frei bin."

„Du bist brav und du kannst ja ganz gut reden," lächelte die Braut, „und da sagen die Leute, du seist nur halb."

„Die Leute kennen mich auch nur halb, es kennt mich niemand als meine Martina, sie hat's gesehen und ich habe ihr kein Wort gesagt und ich hab's ihr angesehen, und sie hat mir auch nichts gesagt und doch haben wir's beide gewußt; sie merkt's, sie ist gescheit, sie merkt's, wie ich der reichste Bursch im ganzen Oberland bin und doch der ärmste; ja, sie soll dir's erzählen, sie kanns besser wie ich; o, du kannst dir gar nicht denken, wie gescheit die ist, und ein gutes Herz hat sie, und dabei ist sie so lustig und so lieb und . . . und . . ."

Plötzlich starrte Adam drein. Wem erzählt er denn das? Seiner jetzt verlobten Braut! Und sie sah ihn eben an, als müßte sie sich besinnen, wo sie denn seien und wer sie denn seien. Man hörte nichts als drinnen in der Stube die beiden Alten miteinander lachen und Kuckuck rufen, und die beiden Frauen wisperten miteinander. Endlich sagte Adam: „Also ich habe dein Wort, du sagst niemand etwas davon. Ich gehe jetzt von dir weg, zu meiner Martina . . . zur Martina . . . und — und — zu meinem . . . ins Dorf. Bis man den Lichterbaum angezündet, bin ich wieder da, und dann ist's entweder — oder — Behüt dich Gott derweil."

Die Braut sah verwundert auf, wie Adam seinen grauen Mantel überhängte, die Pelzmütze aufsetzte und den starken Knotenstock mit der großen scharfen Spitze ergriff und fröhlich schwang. Adam sah schön und fürchterlich zugleich aus. Er ging rasch von dannen und die Braut saß still auf dem Herde. Nach einer weile kam der Speidel-Röttmann und fragte: „Was ist denn hier? Die Hunde winseln drinnen in der Stube. Wo ist der Adam?"

„Fort."

„Wohin?"

„Ich darf's nicht sagen. Er kommt aber bald wieder."

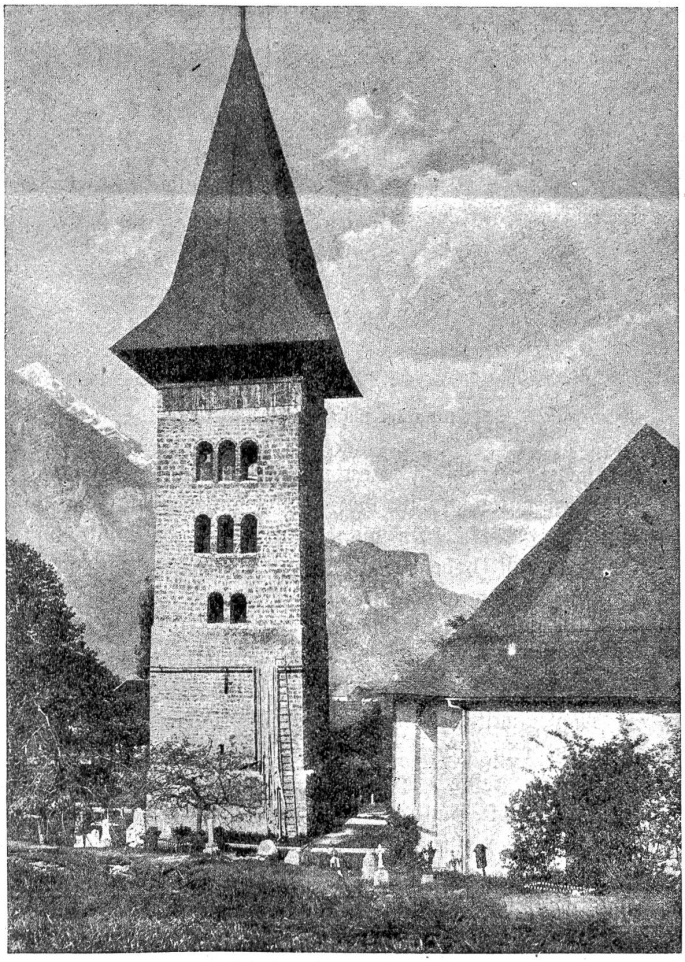
„So? Weiß schon wohin er ist. Sag meiner Frau nichts, ich meine, sag deinem Vater nichts. Ist er schon lange fort?"

„Kaum ein paar Minuten."

„Schleich dich hinein und hol mir meinen Hut, daß sie nichts davon merken, gib acht, daß die Hunde nicht herauskommen — oder nein — — — ja, hole mir meinen Hut. Er ist ein Narr, du bist ja ein prächtiges Mädle."

Die Braut entfernte sich vor dem zutäppischen Wesen des Speidel-Röttmann, brachte schnell Hut und Stock heraus, und der Alte gab ihr den Auftrag, sie solle nur sagen, er käme gleich wieder; und fort ging er und stellte den Stock immer weit voraus, ehe der Schritt nachkam. Er geht sicher.

(Fortsetzung folgt.)



**Kirche in Meiringen: Freistehender Glockenturm.** (Aus der Zeit der 2. Kirche stammend, steckt er fast 7 Meter tief im Boden. Er wurde als Wachtturm benutzt und ist genau nach den vier Himmelsrichtungen gestellt, während man die Kirche selbst auf dem Gemäuer und in der Richtung der ersten Anlage weiterbaute. An der Südwand befand sich früher ein Bild des heiligen Christophorus.

## Die Kirche von Meiringen.

Anläßlich einer Renovation der Meiringer Kirche im Jahre 1915 entdeckte man tief unter dem heutigen Boden der Kirche Gemäuer, die auf ein älteres, tiefergelegenes Gotteshaus schließen ließen. Wie man die Funde näher untersuchte, ergab sich die überraschende Tatsache, daß diese Mauern nicht bloß einer, sondern nicht weniger als fünf Kirchen angehören, die, eine auf den untersten Mauerpartien der andern stehend, mit immer höher liegendem Fußboden gebaut wurden; also ähnlich, wie im Hügel Hissarlik die Ruinenreste der vier alten Troja sich fanden.

Die Entdeckung war so interessant, daß man sich zu einer regelrechten und kunstgerechten Ausgrabung und Bloßlegung der Räume dieser älteren Kirchen entschloß. Diese erreicht man, indem man auf einer Treppe unter der westlichen Vorlaube der heutigen Kirche fast fünf Meter in die Tiefe steigt. Durch einen längern Gang schreitend, gelangt man zu einer Altarnische, die wohl dem ältesten Kirchlein angehört hat. Die Formen des Bauwerkes deuten auf das 12., wenn nicht sogar auf das 11. Jahrhundert zurück; 800—900 Jahre alt wären also diese Reste des ältesten Baues. Zahlreiche Einzelfunde, wie gläserne Gefäße, ein Weihrauchfaß, das noch Kohlenreste enthielt, 2c., gaben den Forschern wertvolle Anhaltspunkte zur Datierung der verschiedenen Bauperioden.